

TITELTHEMA

ARBEIT

Die neuen Diener

Wir lagern immer mehr Haus- und Familienarbeit an andere aus. Möglichst billig, möglichst unverbindlich. Das schadet nicht nur ihnen.

TEXT: KLAUS PETRUS | FOTOS: YVES ROTH | INFOGRAFIK: ANDREA KLAIBER UND ANNE SEEGER

**«Meine Putz-
frau habe ich
schwarz
angestellt.
Sie profitiert ja
auch davon.»**

Sven T., 31, Unternehmer

«Wenn wir alle Haus- und Familienarbeiten an andere delegieren, bringen wir das gute und erfüllte Leben in Gefahr.»

Christoph Bartmann, Historiker

Die beiden kennen sich schon über zwei Jahre, gesehen haben sie sich aber bloss drei-, viermal: Sven T.* und Martina S.*. Er ist Unternehmer, 31, sie 38. Sie putzt. Wenn er von ihr redet, dann nur in den höchsten Tönen: Zuverlässig sei sie, ordentlich und unkompliziert. Empfohlen wurde sie ihm von einem Freund. Der schwöre auf Spanierinnen, im Internet seien die leicht zu finden.

Martina S. kommt zwar aus Lissabon, macht sich aber kaum Gedanken über Sven T. Seine Wohnung ist eine von vielen, die sie zweimal pro Monat reinigt: vier Räume, grosse, offene Küche, zwei Badezimmer, wenige Möbel, aber modern, teure Küchengeräte. Er wird genug Geld haben, meint Martina S. Sie wohnt ebenfalls in Bern, bloss ein wenig ausserhalb und bescheidener.

Ganz normal, sagt Sven T. auf die Frage nach dem Lohn: mittleres Kader, knapp 120 000 Franken auf 100 Prozent. Er arbeitet vier Tage die Woche, aber recht flexibel. Seine Freundin, 28, mit der er die Wohnung teilt, ist 60 Prozent in der Verwaltung tätig. Zusammen verdienen sie um die 150 000 Franken im Jahr. Genug, aber nicht luxuriös sei das: Miete, Steuern, Versicherungen, Klamotten, Ausgang, Auto, Fitness und Ferien, das läppere sich zusammen, rechnet Sven T. vor.

Martina S. bekommt von ihm 23 Franken die Stunde. Das Geld legt er ihr auf den Tisch, meist in einem Couvert. Einen Vertrag gibt es nicht. Überhaupt habe er erst gar nicht realisiert, dass er nun Arbeitgeber sei. Eine vertragliche Regelung war ihm dann aber zu kompliziert, also hat er Martina S. schwarz angestellt. «Schliesslich profitiert ja auch sie davon. Mit den Abzügen käme sie kaum auf 20 pro Stunde. Das ist schon nicht der Haufen», sagt Sven T.

Das Leben «on demand». Dass er eine Putzhilfe hat, findet Sven T. normal. Fast alle seine Bekannten machen das so. Ihm und seiner Freundin fehle schlicht die Zeit dafür. «Und ja», fügt er an, «wer putzt schon gern.» Zeit oder, wie er auch sagt, Entlastung erkauft sich Sven T. auch in anderen Bereichen. Er hat für fast alles eine App, kauft online ein – Geräte, ein neues Regal, Essen beim Discounter, auch Kleider – und bestellt regelmässig Pizza oder Curry beim Kurier. Das meiste, was er braucht, bekommt er so «on demand» und «in time». An die Menschen dahinter denke er kaum, er sieht sie ohnehin nicht. Wie er auch Martina S. nie sieht.

Sven T. ist keine Ausnahme, vielmehr die Regel, sagt der Historiker Christoph Bartmann. Er redet denn auch von einer Rückkehr der Dienerschaft, an die wir alles Lästige auslagern. Die Zahlen geben ihm recht: Allein im Reinigungssektor gibt es in der Schweiz gemäss Bundesamt für Statistik 92 000 Angestellte, laut Fachleuten verdienen über 200 000 Menschen ihr Geld mit Putzen. 80 Prozent arbeiten Teilzeit, 80 Prozent sind Frauen, 60 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Laut einer Comparis-Studie von 2018 beschäftigt jeder siebte Schweizer Haushalt eine Reinigungsangestellte, ein Viertel davon ohne Sozialversicherungen. Die Gewerkschaften sagen, der Anteil der Schwarzarbeit dürfte um einiges höher sein.

«Letztlich ein Skandal.» Diese Auslagerungen von Arbeiten hätten viel mit Wertigkeit zu tun, sagt Bartmann. «Um uns dem Höherwertigen widmen zu können, legen wir das Niedrigwertige in fremde Hände.» Das seien klare Anzeichen einer neofeudalen Wohlstandsgesellschaft. Es geht ihm nicht um jene «müssige Klasse», die es sich leisten kann, nicht zu arbeiten. Sondern um Menschen wie Sven T., die ihr Privileg, sich bedienen zu lassen, über Ausbildung und Leistung erworben haben – ein Privileg, das massive Ungleichheiten hervorruft und letztlich ein Skandal sei, meint Bartmann.

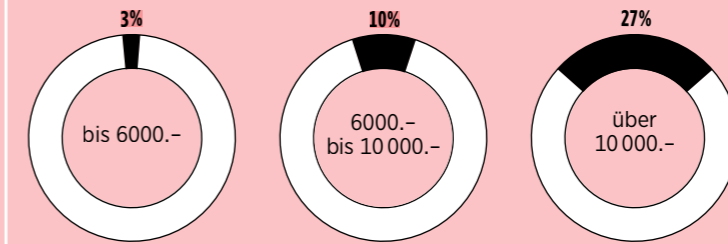
Sven T. ist das egal. Für ihn stimmt der Deal. «Ich gebe ihr Arbeit, sie verkauft mir Zeit.» Zeit, die er in angeblich Wichtigeres investiert als ins Putzen, Hemdenbügeln oder Einkaufen. Zeit, die er in noch mehr Arbeit steckt, in seine Beziehung und seine Hobbys. Zeit auch, die er brauche, um mal abzuschalten, um zu gamen, die sozialen Medien zu checken, Filme zu streamen.

Für all das hat Martina S., Mutter von zwei Kindern, kaum Ressourcen. Ihr Leben ist kompliziert, weil ihre Arbeit kompliziert ist. Das beginnt mit den unterschiedlichen Arrangements: Acht Stunden die Woche ist sie bei einer Reinigungsfirma tätig, wo sie einen im Gesamtarbeitsvertrag geregelten Mindestlohn von Fr. 19.20 bekommt, sozialversichert ist und Zuschläge erhält auf Nachtschichten und Wochenendeinsätze. Dazu kommt fast ein Dutzend private Haushalte; die meisten reinigt Martina S. zweimal pro Monat, im Schnitt jeweils zwei Stunden. Hier arbeitet sie mehrheitlich schwarz, der Stundenlohn beträgt zwischen 22 und 30 Franken bar auf die Hand. Manche Kundinnen und Kunden bestehen auf einem regulären Arbeitsvertrag, dann

12-14%

der Schweizer Bevölkerung beschäftigen eine Reinigungsangestellte.

Je mehr man verdient, desto eher beschäftigt man eine Reinigungsangestellte bei sich zu Hause.

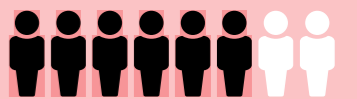


HYGIENE & ORDNUNG

Reinigungspersonal in Firmen und Haushalten

6 von 8

privat beschäftigten Reinigungsangestellten arbeiten selbständig.



4

davon sind nicht über ihre Arbeitgeber unfallversichert.



2

erhalten nicht mal Sozialleistungen.



50 000

Sans-Papiers arbeiten schätzungsweise in Privathaushalten als Reinigungsangestellte oder in der Pflege. Das ist die Hälfte aller Menschen, die ohne Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz leben.

PFLEGE & BETREUUNG

24-Stunden-Betreuerinnen, Nannys und Au-Pairs

Anteil Kinder unter 13 Jahren, die von Nannys, Au-Pairs oder Babysittern betreut werden

Kinder in Paarhaushalten

4,6%

Kinder in Einelternhaushalten

8,5%

42

Milliarden Franken wurden im Jahr 2020 schätzungsweise schwarz erwirtschaftet. Das sind sechs Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

DIE NEUEN TIEFLOHN-JOBS

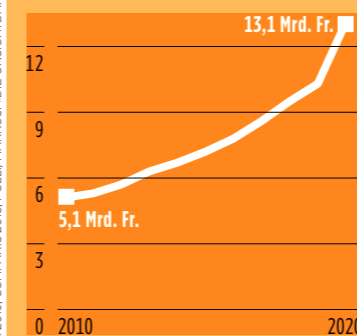
Übers Internet vermittelt, kein Vertrag, keine Versicherung: prekäre Verhältnisse für viele.

INFOGRAFIK: ANNE SEEGER UND ANDREA KLAIBER

30 000

sogenannte Care-Migrantinnen aus Osteuropa sind Schätzungen zufolge in Privathaushalten beschäftigt. Wie viele 24-Stunden-Betreuerinnen insgesamt in der Schweiz tätig sind, ist nicht bekannt.

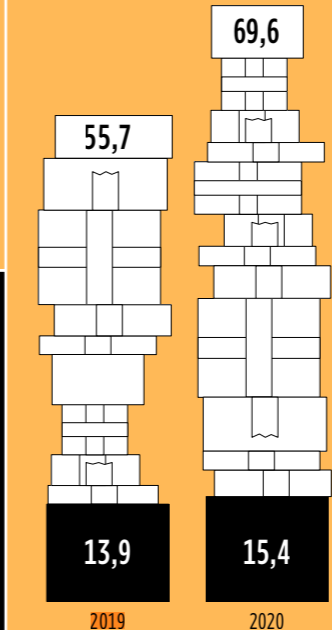
So stark hat der Onlinehandel aus dem In- und Ausland zugenommen; Marktvolumen in Milliarden Franken.



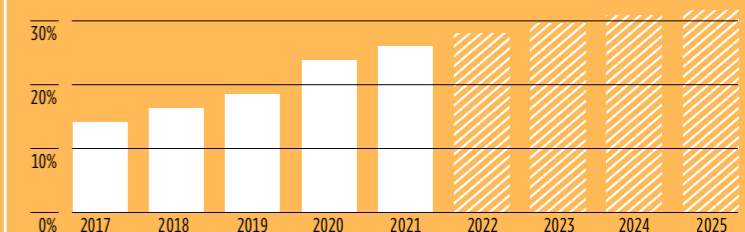
KONSUM & TRANSPORT


Food-Kuriere, Paketzustellerinnen

So viele Millionen Pakete wurden 2019 und 2020 versandt (□) und retourniert (■).



Immer mehr Leute bestellen sich Mahlzeiten nach Hause – direkt bei Restaurants oder über Onlineplattformen. Der Anteil der Bevölkerung, der diese Dienstleistung nutzt, wird weiter zunehmen.





«Meine Mutter selber zu pflegen, hiesse: meine Karriere auf Eis zu legen.»

Maria K., 43, Beraterin

arbeitet sie nach Abzügen schon mal für unter 20 Franken.

Früher hat sich Martina S. über Agenturen angeboten, doch damit hat sie aufgehört, seit sie von den horrenden Provisionen weiss. In einem Fall verlangte die Agentur vom Kunden 32 Franken. Sie erhielt 22 Franken. Heute bietet sie sich über Vermittlungsplattformen an oder wird, wie im Fall von Sven T., weiterempfohlen.

Diese Minijobs sind zeitintensiv, teils fährt Martina S. – ohne Entschädigung – über eine Stunde von Wohnung zu Wohnung. «Ich bin mal hier, mal dort, meine Tage sind zerstückelt. Darunter leiden auch die Kinder – und meine Ehe.» Weil sie immer wieder abends arbeiten muss und ihr Mann, auch er Portugiese, als Lagerist bei einem Grossunternehmen Schichten macht, kann es sein, dass sie sich tagelang kaum sehen. Das Schlimmste aber sei die Isolation, sagt Martina S. «Ich komme kaum noch mit Leuten in Kontakt. Wo ich arbeite, ist sonst niemand.»

Diese Isolation geht einher mit der Privatisierung der Reinigungsarbeit, sagt Nicole Mayer-Ahuja, Soziologieprofessorin an der Universität Göttingen. «Früher waren Putzhilfen vor allem in Verwaltung und Schulen tätig. Sie arbeiteten zu normalen Zeiten, gehörten zur Belegschaft, wurden zu Firmenessen eingeladen. Heute sind sie bei privaten Firmen angestellt, arbeiten zu Randzeiten oder nachts und stehen unter enormem Zeitdruck.»

Inzwischen vergeben 95 Prozent der Unternehmen diese Arbeit an Privatfirmen, und die Branche wirbt mit «unsichtbarer Reinigung» – die Kundschaft soll nicht durch die Anwesenheit der Reinigungskräfte gestört werden. Die perfekte Unsichtbarkeit gebe es in Privathaushalten, die Putzhilfen unter prekären Bedingungen oder schwarz anstellen, sagt Mayer-Ahuja. «Wer so arbeiten muss, darf definitiv nicht gesehen werden und kommt sozial gar nicht mehr vor.»

Akkordarbeit und Stolz. Den Druck spürt auch Martina S., vor allem bei Reinigungsfirmen. Es ist Akkordarbeit. Die Zeit fürs Putzen wird in der Regel nach Fläche oder Raum bemessen, egal, wie unordentlich und verschmutzt es ist. Was sie besonders stresst: «Ich weiss nie, ob ich alles gesehen habe. Dann putze ich lieber gründlich und bleibe halt länger.» Nicht bloss aus Angst vor Kontrollen, die offenbar mit der Anonymisierung der Reinigungsarbeit ebenfalls zugenommen haben, sondern auch aus Stolz: «Ich will, dass die Räume sauber sind.»

Sven T. fühlt sich wohler, wenn er Martina S. nicht begegnet, wenn sie seine Küche aufräumt und sein WC putzt. Eine gewisse Scham spüre er schon. Nur: «Was ist die Alternative? Ich könnte ihr mehr Geld geben. Sie weiterempfehlen. Oder ordentlich anstellen. Aber sonst?» Sven T. ist sich bewusst, dass er aus einer bevorzugten Position heraus redet. Wohl aber weniger, dass er mit seinen Lösungen die augenfällige Ungleichheit zwischen ihm und Martina S. beibehalten möchte.

Es bringe wenig, einzelne Personen zu beschuldigen, so die Soziologin Nicole Mayer-Ahuja. Man überwinde besser die strukturellen Hindernisse. Damit meint sie die Ausweitung der Arbeitszeit und die immer höheren Ansprüche an die Flexibilität. «Dadurch wird es für Angestellte schwieriger, neben ihrem Job noch Haushalts- und Familienarbeiten zu verrichten. Hier braucht es alternative Arbeitsmodelle.» Oder dass sich die Wertschätzung einer Arbeit nicht auf symbolische Anerkennung und Applaus beschränkt. Das habe Corona deutlich gezeigt. «Es geht um bessere Löhne, aber auch um soziale Absicherung und kollektive Interessenvertretung», sagt Mayer-Ahuja. Sonst hafte dem Putzen weiterhin ein sozialer Makel an und würden die Menschen dahinter geringgeschätzt. «Heute fallen uns diese Jobs nur noch auf, wenn sie nicht gut gemacht werden. Das darf nicht sein.»

Als die Familie sie fragte, ob sie sich vorstellen könne, im selben Bett zu schlafen wie die 81-jährige K.*, da wurde ihr eng. Dabei kennt Elena A.* die demenzkranke Frau K. schon gut zwei Jahre. Damals begann Frau K., ihre Sachen zu verlegen, sie versteckte mal einen Schlüssel, mal eine Haarbürste, sie reagierte unwirsch auf Geräusche oder wurde aggressiv. Einmal packte sie ihren Enkel gar an den Haaren, einfach so.

In ein Altersheim zu zügeln, kam für Frau K., die zwischendurch klar und bestimmt ist, nicht in Frage. Daraufhin engagierte ihre Tochter übers Internet eine, wie das heisst, «24-Stunden-Betreuung»; eine Person, die bei ihrer Mutter wohnt und quasi rund um die Uhr für sie da ist. Und so kam die damals 56-jährige Elena A. in das Leben von Frau K.

Elena A. macht diese Arbeit seit 13 Jahren, lange in Interlaken, jetzt in der Nähe von Biel. Im Schnitt bleibt sie einen Monat bei Frau K., dann reist sie für drei Wochen nach Rumänien zu ihrem Mann und den beiden Söhnen. Zurück in



«Wer so arbeiten muss, darf definitiv nicht gesehen werden.»

Nicole Mayer-Ahuja, Institut für Soziologie, Universität Göttingen



Mehr zum Thema prekäre Arbeitsverhältnisse lesen Sie im Interview mit der Soziologin Nicole Mayer-Ahuja auf: beobachter.ch/may



«Nur wenn Betreuerinnen Schicht arbeiten, können sie sich erholen und soziale Kontakte pflegen.»

Sarah Schilliger, Soziologin

der Schweiz, macht sie Frau K. den Haushalt, putzt, kauft ein, kocht, bügelt, füttert die Katzen, sie badet Frau K., föhnt ihr Haar, cremt sie ein, sie hört ihr zu oder erzählt von sich, von ihrer Kindheit und wie das war im Kommunismus.

Frau K. sei nett und höflich und zivilisiert, sagt Elena A. Nur in der letzten Zeit, da gebe sie sehr ab. «Sie schreit mich an, sagt unschöne Dinge. In der Nacht muss ich drei-, viermal aufstehen. Sie kann nicht mehr allein sein. Ich glaube, sie hat Angst.» Elena A. setzt das zu. Sie fühle sich oft hilflos, sei erschöpft, es plage sie das schlechte Gewissen. Wenn sie einmal die Woche mit ihrer Bekannten auf einen Kaffee geht, behält sie das Handy die ganze Zeit in der Hand, falls Frau K. anrufen sollte. Als sie vor Weihnachten für vier Tage nach Hause flog, hatte Elena A. das bestimmte Gefühl, sie hätte eigentlich in Biel bleiben müssen.

«Prisoner-of-Love-Dilemma» nennt die Soziologin Sarah Schilliger dieses Phänomen. Menschen wie Elena A. sind gefangen in einem Kontext, der auf Intimität und Gefühlen beruht und sie zu einem Teil der Familie macht. «Zugleich macht genau diese Nähe es den Betreuerinnen schwer, sich abzugrenzen, eigene Ansprüche zu formulieren und ihre Rechte einzufordern», sagt Schilliger. Nur wenn sie Schicht arbeiten können, können die Betreuerinnen sich ausreichend erholen und soziale Kontakte pflegen.

Probleme mit der Abgrenzung hatte Elena A. auch, als man sie fragte, ob sie die Nächte bei Frau K. im Bett verbringen könne. Unangenehm sei ihr das gewesen, doch sie habe geschwiegen. Aus Sorge, Frau K. könne es ihr verübeln. Und weil sie dieses schlechte Gewissen hat.

«Ich bekam Panik.» Ein schlechtes Gewissen plagt auch die Tochter von Frau K., Maria. Sie ist 43, Beraterin, geschieden, Mutter eines 13-Jährigen. Bevor sie Elena A. engagierte, hatte sie sich um ihre Mutter gekümmert. Sie machte die grossen Einkäufe, ging putzen und waschen, holte sie auf eine Ausfahrt ab, meist sonntags. «Bis das mit der Demenz und den Wutanfällen kam. Da bekam ich Panik und wusste nicht mehr weiter. Ich arbeite Teilzeit, habe mein Kind, muss mir auch so schon jede freie Minute erkaufen. Und mein Bruder hat es nicht gut mit der Mutter.»

Das Modell 24-Stunden-Care schien ihr passend, auch in finanzieller Hinsicht. «Ein Altersheim kostet 10 000 Franken im Monat. Das können wir uns nicht leisten.» Die Onlineplattform, über die sie Elena A. gefunden hat, ist eine blosse Vermittlungsagentur, den Arbeitsvertrag hat

Maria K. mit der Rumänin selbst ausgehandelt. Fair für beide Seiten, wie sie sagt – jedenfalls im Vergleich zu dem, was Elena A. in Rumänien verdienen würde.

Von einer Win-win-Situation reden auch die Agenturen, die mit Slogans wie «Bezahlbare Pflege – unbezahlbare Herzlichkeit» werben. Das sei krass beschönigend, sagt Soziologin Sarah Schilliger. «Wenn man die 24-Stunden-Betreuung besser regulieren, korrekt entlohnen und die Angestellten sozial vollständig absichern würde, wäre dieses Angebot nicht mehr günstiger als eine Betreuung im Altersheim oder durch die Spitex. Dann wäre es nicht länger eine Billiglösung für unser Betreuungssystem, bei dem die sozialen Kosten auf Betreuerinnen ausgelagert werden.» Hinzu komme, dass die Betreuerinnen in der Zeit, da sie bei sich zu Hause sind, nichts verdienen und dadurch der Monatslohn eigentlich halbiert werde. Im Fall von Elena A. heisst das: 3800 Franken minus 990 Franken für Kost und Logis minus 220 Franken Reisekosten geteilt durch zwei. Ihr Monatslohn: 1295 Franken.

Die Entfremdung. Dass die eigene Mutter ihr zur Last geworden ist, würde Maria K. bestreiten. Aber die Frage, was wir unseren Eltern schulden, treibe sie schon um. «Ich habe doch auch mein eigenes Leben, musste mir meine Unabhängigkeit erkämpfen. Die Mutter selber zu pflegen, hiesse ja: meine Karriere auf Eis zu legen. Kann ich das? Will ich das?»

Die Antwort darauf ist Elena A., die manchmal von Frau K. als «Mutter» redet und von der Maria K. sagt, sie halte ihr einen Spiegel des eigenen Unvermögens hin, vielleicht sogar des Scheiterns – als Tochter und als Frau. Diese Rolle des sich selbstlos aufopfernden Wesens lehnt sie für sich ab. Sie hat an eine andere Frau delegiert.

Der Historiker Christoph Bartmann sagt, dass wir uns entfremden, wenn wir all unsere Haus- und Familienarbeiten an andere delegieren: von der eigenen häuslichen Sphäre, von den affektiven Bindungen zu unseren Kindern und alternen Eltern. Wenn ein gewisses Mass an solcher Entfremdung überschritten sei, dann sei das gute und erfüllte Leben in Gefahr.

Wir sollten deshalb aufpassen, vor lauter Auslagerung von Unangenehmem und Lästigem die Qualität eines erfüllten Lebens nicht zu verfehlen, sagt Bartmann. «Schön und gut wäre eine Lebensführung, die nicht auf dem Rücken von Dienern ausgetragen wird.»

Lesen Sie zum Thema auch den Text auf Seite 23.

Putzen, pflegen, liefern lassen: So bleiben Sie fair

Reinigungskräfte

Der Reinigungssektor boomt. Die grösste Schweizer Plattform Homeservice24.ch wächst jährlich um bis zu 20 Prozent. 72 000 Menschen bieten dort ihren Service an. Plattformen wie diese stehen in der Kritik. «Beschäftigung über verschiedene Kleinstpensen ist für die Angestellten prekär, und die Sozialversicherungen bleiben auf einem Minimum», sagt Stefanie von Cranach von der Gewerkschaft Unia. «Einige Plattformen sind verkaptete Arbeitgeber. Trotzdem treten sie nur als Vermittler auf und stehlen sich damit aus der Verantwortung gegenüber den Arbeitenden.» Wenn das Arbeitsverhältnis zwischen Privatperson und Putzhilfe geregelt werde, führe das häufig zu Lohndumping. Zudem begünstige das die Schwarzarbeit.

«Wir informieren die Privatkunden über ihre Pflichten wie auch die Putzhilfen über ihre Rechte», sagt Tom Stierli, Chef von Homeservice24.ch, dazu.

Gewerkschafterin von Cranach empfiehlt, Putzhilfen nur über Firmen zu suchen, die als Arbeitgeber auftreten und mindestens dem Gesamtarbeitsvertrag unterstellt sind. Das ist etwa bei Putzfrau.ch der Fall oder bei der Firma Proper Job, die sich für legale und faire Verhältnisse einsetzt. Zudem gibt es die Vermittlungskooperative Autonomia, die für Reinigungsangestellte Nettostundenlöhne von 30 Franken, fünf Wochen Ferien, Sozialleistungen und ein geregeltes Arbeitspensum garantiert.

Pflege im Haushalt

In der 24-Stunden-Betreuung sind mehrere Zehntausend Menschen vor allem aus Polen, Ungarn, Rumänien und der Slowakei tätig. Die Zahl der Agenturen steigt ständig. Die Betreuung in Haushalten ist nur schwer zu regulieren und zu kontrollieren. Bisher war sie nicht dem Schweizer Arbeitsrecht unterstellt – das Bundesgericht hat das diesen

Januar jedoch relativiert. Die Gewerkschaften raten, sich an Agenturen zu halten, die als Arbeitgeber auftreten, ihren Sitz in der Schweiz haben, eine Bewilligung des jeweiligen Kantons vorweisen können, mindestens zwei Betreuerinnen, mindestens zwei Betreuerinnen vermitteln, die sich abwechseln, sowie eine Pauschale von monatlich wenigstens 6000 Franken verrechnen. Wenn Familienmitglieder die Arbeitgeber (von migrantischen) Angestellten sind, berät die Plattform Careinfo.ch über rechtliche Aspekte, ebenso das von der Gewerkschaft VPOD Basel gegründete Netzwerk Respekt.

Liefer- und Kurierdienste

Hände weg von Lieferdiensten, die ihre Kurier nicht anstellen, empfehlen die Gewerkschaften. Einige der grossen Firmen wie Just Eat/Eat.ch haben reguläre Arbeitsverträge. Der Dachverband Zustellung Schweiz bemüht sich derzeit, mit den Sozialpartnern einen Gesamtarbeitsvertrag für die

gesamte Branche auszuarbeiten. Das böte den Kurieren mehr Sicherheit sowie einen Mindestlohn von Fr. 20.65 pro Stunde. Zudem dürfte eine Mindestarbeitszeit von drei Stunden nicht unterschritten werden; eine Anstellung auf Minutenbasis wäre nicht mehr möglich. So will man Minijobs für einen Minilohn verhindern. Das betraf auch Lieferdienste wie Just Eat oder Smood. Wann der Gesamtarbeitsvertrag greift, ist unklar. Das Basler Familienunternehmen Velogourmet.ch hat sich demjenigen von Swiss Messenger Logistic angeschlossen. Co-Geschäftsführer Joost Oerlemans dazu: «Man kann nicht immer klagen, dass die Grossen sich nicht an die Regulierungen halten, und selber keine Zeichen setzen.» Für David Roth von der Gewerkschaft Syndicom ist noch ein anderer Punkt wichtig: «Unabhängig, wo man bestellt, sollte man immer ein Trinkgeld geben. Und zwar am besten bar auf die Hand.»

Wie man Putz- und Haushalts-hilfen fair anstellt, lesen Sie auf: beobachter.ch/put

FOTO: RUBEN HOLLINGER

*Marke Similasan Eye Care; Quelle: IQVIA Markt 07A ohne SL, YTD Oktober 2021

Dies sind zugelassene Arzneimittel. Lesen Sie die Packungsbeilagen. T&S Eye Care Management AG





«Das Fahren ist ein Fluch, wenn du davon abhängig bist.»

Michele Z., 28, Kurier bei Uber Eats

«Da bleiben dir vielleicht 12 Franken pro Stunde»

FOOD-KURIERE. Sie können strampeln, wie sie wollen – auf einen grünen Zweig kommen sie nicht. Denn die Firma will nicht Arbeitgeberin sein. Ein Betroffener berichtet.

Essen auf Bestellung war schon im Trend, mit Corona haben Food-Lieferdienste aber noch einmal kräftig zugelegt. Just Eat/Eat.ch etwa, die Nummer eins in der Schweiz, hat den Umsatz verdoppelt. Die Kurier*innen mit ihren auffälligen Jacken und Rucksäcken sind aus dem Stadtbild kaum mehr wegzudenken. Und man fragt sich: Ist das der supereasy Job für junge, fitte Leute oder Ausbeutung?

«Irgendwie beides», sagt Michele Z., 28. «Das Fahren ist ein Segen, wenn du einen Zustupf willst, aber ein Fluch, wenn du davon abhängig bist.» Der junge Zürcher arbeitet seit zwei Jahren als Kurier bei Uber Eats. Anders als manche andere Kurierdienste tritt Uber Eats nur als «Partner» auf, nicht aber als Arbeitgeber. Und die Arbeit wird nicht im Stundenlohn vergütet, sondern pro Lieferung.

Uber-Eats-Kuriere verdienen 4 Franken pro Auftrag, Fr. 1.50 pro Kilometer und nochmals so viel pro Ablieferung. Gemäss der Firma kommt ein Kurier während der Essenszeiten im Schnitt auf 21 Franken pro Stunde. «Das gilt höchstens auf dem Papier und auch nur dann, wenn du permanent dran bist», sagt Michele Z. Weil er in diesem Arrangement als Selbständiger tätig ist, zahlt ihm Uber Eats keine Sozialversicherung, keine Ferienzulage. Reparaturen am Velo oder Fahrzeug werden ihm nicht vergütet, bloss eine minimale Unfallversicherung. «Unter dem Strich bleiben dir vielleicht 12 Franken die Stunde. Wenn du Glück hast, mal 15 Franken.»

Unkompliziert, aber ... Anfänglich war das für Michele Z. kein Problem. Er schätzte die Flexibilität, die Unabhängigkeit, das Unkomplizierte. Wie mehr als die Hälfte der Leute, die für Uber Eats fahren, war er pro Woche maximal zehn Stunden unterwegs. «Leicht verdientes Geld», sagt er. Damals hatte er noch zwei weitere Jobs, 25 Prozent bei einer Firma, wo er für die IT verantwortlich war, und hinter einer Bar. Während des ersten Lockdowns musste die Bar schliessen, eine Alternative fand Z. auf die Schnelle nicht, also schwang er sich öfter aufs Velo. «Da

merkte ich: Ich kann strampeln, wie ich will, auf einen grünen Zweig komme ich nicht.»

David Roth von der Gewerkschaft Syndicom ist darüber nicht erstaunt. Die Mindesteinsatzdauer sei eines der grossen Probleme dieser Lieferdienste. «Arbeit auf Abruf ist zwar gesetzlich zulässig, führt aber dazu, dass viele Firmen ihre Leute nur für die Dauer der Lieferung bezahlen.»

Auch Michele Z. muss zwischen den Aufträgen oft Zeit totschlagen, bezahlt wird er dabei nicht. Das wäre anders, wenn er etwa bei Just Eat angestellt wäre. Deshalb spricht Michele Z. von einer Scheinselbständigkeit. «In Wahrheit bin ich krass abhängig. Ob ich überhaupt einen Auftrag kriege, wann, für wen und wie viel ich dafür bekomme, das alles wird von Uber Eats festgelegt.»

Streik bei Smood. Wenn Kurier*innen von den Diensten angestellt werden, haben sie mehr Sicherheit – eine Garantie gegen prekäre Arbeitsbedingungen ist das aber nicht. Vor allem wenn die Verträge undurchsichtig sind wie beim Genfer Lieferdienst Smood. Weil die Lohnabrechnungen diffus und zu ihrem Nachteil zusammengestellt wurden, traten die Angestellten im November 2021 in Streik. Gegenüber dem Beobachter wollte sich Smood nicht zu den Arbeitsbedingungen und Löhnen äussern. Auch Eat.ch will den Stundenlohn der Kurier*innen nicht nennen; man halte sich an einen Mindestlohn von 23 Franken pro Stunde.

Ob Uber Eats seine «Partner» nicht doch anstellen muss, wird derzeit vor Gericht geklärt. Die Postaufsichtsbehörde Postcom hat im Herbst 2021 entschieden, dass auch private Lieferdienste dem Postgesetz unterstehen. Damit müssten sie gegenüber ihren Kurier*innen als Arbeitgeber auftreten. Uber Eats hat gegen die Verfügung der Postcom beim Bundesverwaltungsgericht Beschwerde eingereicht.

Michele Z. sucht sowieso einen anderen Job. «Als Kurier arbeiten, wenn man unbedingt auf das Geld angewiesen ist, ist alles andere als ein Zuckerschlecken.»

«Viele Firmen bezahlen ihre Leute nur für die Dauer der Lieferung.»

David Roth,
Gewerkschaft
Syndicom

KLAUS PETRUS